



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sofort auf den Standpunkt, daß die Arbeit der Kommission sich hauptsächlich auf innere administrative Reformen zu beschränken haben werde.

Innerhalb dieses Standpunktes kam er auf eine den General von Wildenbruch und mich gleich überraschende Weise, und ich möchte sagen, fast wörtlich auf diejenigen Ansichten hinaus, die in der mir allergnädigst erteilten Instruktion für den Fall aufgestellt sind, daß sich erbliche Fürsten für jetzt nicht erreichen ließen: die möglichste Beschränkung der Wahl des Fürsten auf Lebenszeit, Vorschlag von drei Kandidaten, wenn der Fürst keinen Sohn habe, der sich zur Nachfolge eigne; sei dies der Fall, so sei dieser zu berücksichtigen; auch wegen der Bestellung des Nachfolgers schon zu Lebzeiten des Fürsten kamen seine Ideen mit denen meiner Instruktion in dem Abschnitt „Über die Caimakamie“ sehr nahe zusammen.

Das größte Gewicht legte er auf die Verbesserung des Standes der Landbauern durch angemessene Regulierung ihrer Verhältnisse zum Gutsherrn im Wege eines Ablösungsverfahrens. Er bemerkte indes, daß Baron Koller erst die näheren Instruktionen hierüber mitbringen werde, denn seine vorstehenden Ideen, die er bereits bei den Verhandlungen im Februar d. Js. geäußert, seien, wenn auch nicht verworfen, doch damals zu keiner bestimmten Entscheidung gebracht worden wegen des allgemeinen Abbruches der hiesigen Konferenzen zwischen Osterreich, England, Frankreich und der Türkei, nachdem sie von den allgemeinen Friedensverhandlungen absorbiert worden wären; er beklagte, daß beim Pariser Frieden nicht wenigstens einige feste Grundsätze hierüber ausgesprochen worden wären, wenn auch über die größeren politischen Fragen der Vereinigung usw. keine allgemeine Einigung erzielt werden konnte.“

(Fortsetzung folgt)



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

II.

Das Haus des Kley war modeneu gebaut, in Art eines ländlichen Kleinbürgerhauses. Vorn waren die Stuben, rechts die Visiten- und Nähstube, links dem Florentin seine, mit seinem Bett und Schreibarbeitstisch, und die Küchentube. Zu den Kammern der Frauen führte eine Treppe hinan, und die vom Wieschen lag unter dem Schrägdach. Im Anbau hinten war die Tenne, eine Tür mit verhangener Fensterscheibe führte aus dem Wohnhause dahin. In den Ställen grunzten Ferkel und stießen mit der Schnauze unter die Troglappe, ungeduldig der Fütterung wartend. Die Tür zum Kuhstall stand offen, man hörte das behagliche Wiederkauen der einzigen Braumen, dazwischen ein freundlich

zusprechendes Wort der Mutter Johanne und das Schäumen der Milch in dem Eimer.

Wieschen bot im Vorbeigehen der Mutter Johanne die Abendzeit und kam so über die Tenne in die Gärtnerei hinaus, welche gerade hinauf im Heckenzaun lag. Zwischen Blumen und Gemüsebeeten stand oben eine kleine versteckte Laube, in der Mitte des Gartens, frei für Sonne und Wetter, Bank und Tisch. Der Florentin hatte diesen Tisch mit Blumen und Blätterwerk überschüttet, bog Weidenstöcke kreisförmig oder oval, umspann sie mit Grün und richtete Grabkränze ein. Sie waren für den, der im Dorf gestorben war.

Wieschen kam mit ihren langen festen Schritten, so wie sie immer ging und wie es eigen stand zu ihrer schlanken, schmalen, leicht vornüber gebeugten Gestalt. Sie nahm den Atem mit offenem Munde in ihre enge Brust ein. Sie hatte still und gebückt gefessen über Tag und freute sich dieser Stunde. So grüßte sie den Burschen aus ihrer natürlichen, einfachen Freude. Als sie ihn bei seiner Arbeit fand, die er mit hastigen Händen tat, wie in seltener, drängender Eile, stand sie seitab, legte die Hand um den Stamm eines jungen Kirschbaumes und sah ihm auf die Hände. Er arbeitete nur eifriger, als sie in seiner Nähe war, so, als vergäße er ihrer. Es kam Wieschen der Gedanke, er vergäße über den Blumen sein Mädchen. Aber sie zürnte ihm nicht darum, vielmehr staunte sie zu ihm auf. Sie wußte keinen Burschen im Dorf, der es so heilig mit seiner Arbeit nahm und der die Bauernhand so zart hatte wie er. . . In diese Hand, dachte sie, möchte sie die eigene legen, und sie würde dahinein passen wie in keine andere.

Die Grillen zirpten im Rasen, es war noch ein letzter Sonnenstrahl über dem Garten, die Mücken tanzten und stimmten ihr feines Sopransingen an. Es ließ sich so hören, als sei ein Zauber in der Luft, und Wieschen sah sich unwillkürlich um, als komme jemand den Weg herauf, den eben sie gegangen, so greifbar wirklich war der Zauber, als zeige er Menschen, welche nicht da waren. Wieschen zuckte zusammen, es war nichts geschehen, aber ihr war gewesen, ein Kobold breche durch die Hecken, schüttele sein rotes Haar, daß Flammen heraus sprängen und lache mit dem Gesicht jener Regine. Sie ließ die Hand von dem Kirschbaum ab, hatte aber von dem Baumsaft an den Fingern, von dem sie nicht los kam und der ihr anklebte, daß es ihr zum leichten Ärger wurde. Wie ein häßlicher Gedanke klebte er ihr an.

Der Florentin war dann fertig mit seinen Kränzen und ließ die Augen zwischen ihnen und dem Mädchen glänzend hin und wieder gehen, wie von einer Freude zur anderen. Er zeigte ihr den schönsten und sagte: „Der Steinbauer hat ihn bestellt. Er ist nicht so karg mit dem Gelde, wenn es heißt, sich nach außen damit groß zeigen.“ Wieschen nickte, und sie lachten zusammen und sprachen über den Steinbauer, als hätten sie sonst nichts zu sagen.

„Möchtest wohl wieder hin zu ihm?“ fragte der Florentin aus Neckerei. Aber Wieschen lachte ihn an, als antworte sie: Lieber bin ich schon bei dir.

Dem Florentin war heiß, und alle seine Hast zeigte, wie anders ihm das ruhige Blut in der Erregung ging. Er legte die Kränze in den Nasen, weil es ihn zu dem Mädchen trieb; sein Mund war offen, als hielten die vollen roten Lippen das Küssen nicht mehr lange auf. Seine Augen waren zu weiten und heißen Blicken geöffnet, alles stille in ihm war in dieser Stunde lebendig geworden, nur sein Mund war immer so gewesen, als hätte er damit in sich hineingelacht und gewartet und gewußt, daß das Herz mit dem Munde gleiche Sprache fand. Er wollte die Hand des Mädchens ergreifen, um es, wie er auch Woche um Woche mit seinem Wort gezügert hatte, jetzt in einem einzigen Augenblick mit Leib und Leben an sich zu reißen. Wie lauter Tollsein und Verzaubertsein war es in seinem Blut.

Wieschen kam aber von daher, wo der reine hohe Feiertag war und hatte eine frierende Angst vor dem Heißen und Wilden. Wie teuflisch ausgelassen, noch mit Flammen und Funken, lag es ihm im Blick. Sie zog die Hand vor seiner zurück, rieb die Finger, an denen noch das Harz klebte, in einem grünen Kraute ab und machte ein Gesicht, als ekele sie der Schmutz. „Regine Sträter“ — sagte sie plötzlich.

Sie fuhren auseinander, weil ihnen beiden war, als trete jemand zwischen sie. Wieschen besann sich erst, als sie das Gesicht des Florentin sich verändern sah, alles Wilde war verloren vor dem Staunen, wie es ihm die Augen fremd und allen Ausdruck dumm machte, er stand wie einer, dem eine Sünde vorgeworfen ist, von welcher er den Namen nicht einmal kennt.

„Florin,“ sagte Wieschen versöhnlich, „ich habe dir nichts anhängen wollen. Ich habe nur nachgesagt, was Sette —“

Er unterbrach sie mit einem leisen klangvollen Auflachen. „Sie muß einen immer alle paar Tage in die Waden beißen,“ sagte er. „Was meint sie? Ich kümmerge mich um die Regine?“

Wieschen schob zag ihre Hand in seine, aber er hielt sie ohne zuzufassen. „Sie ist mir nach, die Regine,“ sagte er dann, errötete wie ein Knabe, welcher zu einem Mädchen von Liebe spricht, welches älter und reifer ist als er.

Er lachte noch mal. Die Hand des Wieschen lag noch in seiner, er wollte sie wärmer fassen, da fiel sein Blick auf ihre mageren Finger. „Es ist wahr, eine Frische ist sie, die Regine,“ meinte er da. „Und recht eine für Burschen. Darum soll ihr auch keiner nachfragen, woher sie kommt, der sie gern hat und nehmen will!“

Er schaute mit einem weichen schwärmerischen Träumen über die Hecken hinaus. Da zog Wieschen ihre Hand scheu aus der seinen. Sie hatte sich auf die Bank niedergesetzt und starrte nur auf das Harz an den klebenden Fingern, nickte mit dem Kopfe und sagte mit leiser singender Stimme, noch feiner im Ton, als eine einzelne kleine Mücke zu singen vermochte: „Regine Sträter.“

Nicht die Stimme, aber der Name, den sie nannte, weckte den Florentin. Er war wie aufgerüttelt und neu erhitzt, und seine Worte überstürzten sich in

Haft. „Ja, Regine! Nicht an das Mädchen selber, nur wie sie ist, muß ich denken.“ Er faßte das Wieschen und sprach mit der Gier eines Durstigen. „Du bist ein Kaltes, wie eine Totenkrantzblume bist du. Wenn du wie die Regine wärst, hab' ich denken müssen, eben und schon eher als du sie genannt hast. Immer meinst du und wartest, mit einem langen Atem müßt' ich vom Heiraten reden, und mit einem Sprung kann man doch beieinander sein. Hast erwartet auf's Wort an manchem Abend, und ich hab' mich verhalten aus Ärger darum. Jung ist man doch! Man kann's nicht länger in sich verstecken, und was ist auch dabei, wenn's mal in einem durchkommt.“

Er war noch nie so gewesen, es war wie das Wachwerden von aller Jugend in ihm.

„Komm, Mädchen,“ sagte er heimlich und heiß. „Kannst nicht einmal wie die anderen sein? Sei nicht so und komm mit mir, ich will dir sagen können, was ich meine, will mich ausreden mit dir. Wir wollen in die Laube gehen, es ist dunkler da, und es sitzt sich besser da eng beieinander.“

Er wollte den Schritt leicht und leise nehmen, um das Mädchen hinzubringen, wo es heimlich war, in die Laube hinter den Blumenbüschen. Aber sie hielt sich so steif in seinen Armen, daß er sie hätte aufnehmen und tragen müssen, hätte er sie hin haben wollen, wohin er strebte.

„Es braucht nicht dunkel zu sein, wenn wir uns bereden,“ gab sie ihm zurück. „Und man braucht nicht enger beieinander zu sein als Hand in Hand, wenn man in den Brautstand geht.“

Es war zum ersten Male, daß eines vor dem anderen einen fremden Willen hatte.

„Du bist wie verhext,“ sagte Wieschen. „Mir ist, du wollest sagen und von mir haben, was nicht recht ist und woran du sonstwie nie gedacht hast.“

„Verschweigen habe ich es schon müssen,“ antwortete er da, „weil du so ein Kaltes bist. Aber gedacht hab' ich es darum mehr. Es hat an mir gefressen, weil ich mich nicht drin habe ausleben können. Ich bin immer innen anders gewesen als du, aber du mußt werden wie ich, wenn es mit uns gehen soll.“

Und er redete sich aus von dem, was in ihm gewesen war und was er verschwiegen hatte. Seine Worte fielen von seinen roten Lippen, wie die leichten Blätter vom blühenden roten Mohn sich lösen, wenn eine heiße Stunde ist und ein lauer, launiger Wind sich regt. Sie gingen über das Mädchen wie Feuer über einen Stein, sie fühlte die ganze Blut und brannte doch nicht an. Und der Florentin sprach weiter.

„Man braucht nicht Lose zu sein, wie die andern von uns jungen Leuten. Man braucht sich aber auch nicht an Draht aufzubinden, wie Krantzblumen. Man muß sich schon auf einem ordentlichen Wege weiter bringen, aber man kann nicht immer just nach der Pattleine gehen. So meine ich es, Mädchen, es ist nichts unehrlich dabei, brauchst nicht zu verschrecken. Komm jetzt mit mir,

wir wollen in die Laube gehen und uns da um den Hals fallen wie es keiner zu sehen braucht, und wir wollen uns nachher bereben um die Hochzeit und was sonst noch ist."

Aber Wieschen war doch verschreckt. „Laß man,“ sagte sie zitternd vor Lebensangst, wie eine Blume im bösen Winde. Er hatte es noch keiner von seinen Blumen so angetan wie jetzt dem Wieschen. Hatte ihr Bild im Herzen gehütet und mit sich herumgetragen wie ein Sträußlein Sonntags an der Brust. Brauchte ihr nur die Hand hinzuhalten und ihr zu sagen: „Komm, wir gehen nun zusammen —“ und sie wäre stark an seiner Seite gewesen. Aber vor dem heißen, Wilden hatte sie Angst.

„Wenn du weiter so sein willst wie du jetzt bist, dann magste denken, es sei aus zwischen dir und mir und dich danach frei fühlen,“ sagte sie noch. Der Ton ihrer Stimme wuchs und wurde groß wie das Mädchen selber. Sie stand auf und ging um Bank und Tisch von ihm weg, weil sie wußte, sie würde beides nicht für ein Leben mit ihm teilen können, so wie er ihr heute fremd und anders geworden war.

„Hoch halte ich mich und ehrlich bleibe ich auch vor mir selber, so lange ich einen Atem habe!“ Sie stand, die Hand gegen ihn gestreckt, wie schwörend.

Der Florentin, wie ihm ein Aufbrausen kam in seinem heißen Blut, bezwang sich nur schwer und lachte spöttisch. „Was du sagst. Ist auch nicht viel mehr, als faßt man auf einen Kleiderstoß, wenn man dich hat.“

„Hast es Tag um Tag gesehen und hättest es eher wissen können,“ antwortete Wieschen, indem sie die Hand sinken ließ und wie gedemütigt an ihrer Gestalt niederfah.

Es ging dem Florentin nun doch ans Herz, wie sie sich so mit gebückter Haltung von ihm abwandte, und etwas wie Reue und Schüchternheit überkam ihn. „Na, Mädchen,“ rief er ihr zögernd hinüber.

Wieschen blickte ihn noch einmal an. „Ja?“ fragte sie, um ihn nicht ganz zu verweisen; doch es klang so müßig hingeworfen, daß es nicht zu viel neuer Rede aufforderte.

Er kam dennoch von der anderen Seite um den Tisch ihr entgegen. „Ich habe dir noch diese Blume schenken wollen,“ sagte er scheu. „Ein Topfgeranium, es ist ein spätes und hat Knospen die Menge. Sieh, es kann halten bis in den Herbst. Magst es auch haben, jetzt?“

Wieschen zuckte die Achseln, ließ sich die Blume aber auf die linke Hand setzen und trug sie, den Topf an die Brust gelegt.

„Und ist es ein rotes Geranium?“ fragte sie.

„Ein rotes, ja,“ nickte der Florentin.

„Berkennst dich auch nicht? Berkennst dich nie in so einer Blume, wenn sie die Blüte noch nicht auf hat?“

„Ne, was!“ Er lachte und hatte sein glücklichstes Gesicht, weil das Wort um seine Blumen ging. Sie reichten sich dann wie versöhnt die Hände, aber

keiner von beiden faßte zu, so glitten sie auseinander, und es war kaum ein Gruß gewesen.

Wieschen ging mit dem Geranium auf der Hand und am Herzen still, aber mit sicheren Schritten in das Haus zurück und auf die kleine eigene Kammer.

Zette war dem Mädchen nachgegangen, weil Wieschen aber die Tür hinter sich geschlossen hatte und sie ein Wort von ihr erlauschen wollte, legte sie das Ohr an die Türspalte.

Wieschen stellte die Blume in das Fenster und fing an sich für die Nacht auszukleiden. Wie sie die Kleider und Kleidungsstücke in einzelner Ordnung wegtrug und in ihrer sauberen Kammer hin und wieder ging, empfand sie das eklige Kleben des Kirschbaumsaftes an ihren Fingern, und sie rieb und reinigte die Hand in ihrem Waschbecken. Ihr war bei aller Klarheit und Festigkeit des Willens wunderbarlich wirr im Kopf, sie legte die nasse Hand an die Stirn und stand, als bedenke sie sich auf etwas zurück. Dann sagte sie leise in die Stube hinein, aber so, daß einer, der draußen laufend stand, es hören konnte: „Regine Sträter —“

* * *

„Zette,“ sagte Wieschen scherzend, aber mit schmerzlichem Lächeln zu ihrer Meisterin, „ich habe eine feste Naht mit der Hand nähen wollen, doch der Faden ist mir aus dem Nadelöhr geglitten.“

Sie saßen Sonntags früh über der neuen Modezeitung und blätterten darin. „Weißt du noch,“ erzählte Wieschen der erstaunt Aufhorchenden weiter, „wie ich zu dir in die Lehre kam, habe ich einmal mit der großen Schneiderschere ein Stück Zeug verschnitten und es heimlich weggebracht. Es ist aus Angst vor dir gewesen. Aber es hat mich bedrückt, und ich habe es dir noch gezeigt am selben Tag. Du hast mich dann gar nicht gescholten, Zettchen. Sieh, seitdem kann ich dir nichts verhalten, was ich sonst heimlich trage. Und der Florin und ich, wir heiraten uns nicht.“

Zette hatte den Finger angeleckt, um eine Seite in dem Modeblatt umzuschlagen, aber sie ließ ihn trocken werden, ohne sich zu regen und vergaß auch den Mund zu schließen.

Wieschen lachte zu ihrem verblüfften Aussehen. „Komm, sei gescheit! Da ist nicht viel mehr zu hören, weil wenig zu sagen ist. Denn hättest du mich damals gefragt: Warum hast du das Zeug verschnitten? — und fragtest du mich jetzt: Warum seid ihr entzwei miteinander? — ich hätte dir sagen müssen und müßte dir auch nun sagen: Das kam wie es kam! Ich kannte mich nicht aus, in dem einen und in dem anderen nicht. So, und nun frag nicht weiter, wie du damals auch nicht gefragt hast.“

Wieschen tat sich für den Kirchgang an und trat fertig in die Küchenstube. Der Raum war schlicht mit seinen wenigen notwendigen Möbeln und freundlich

mit den lebenden Blumen auf den Fensterbänken und den gemachten in einer hellblauen Vase im Schrank. Eine Bank lief unter den Fenstern her, auf welcher der Florentin zum zweiten Morgenbrot seinen Platz am Tisch genommen hatte. Er pflegte seinem Schlaf den Atem kurz zu halten und kam aus der Gärtnerei, wo er früh zu sonntäglich kleiner Arbeit gewirtschaftet hatte. Er saß im Werktagsanzug und mit ungekämmtem Haar.

Wieschen nickte mit dem Kopf nach ihm hin,kehrte sich um und holte ihr Gesangbuch aus dem Bord über der Tür. Es sah in seinem schwarzen Samt mit dem Silberbeschlag gut und fromm aus wie das Mädchen selber und war so schlicht wie ihr protestantischer Glaube. Als sie es aber verstaubt in Händen hielt, fiel ihr ein, wie sie sonst die Sonntage anders, mehr mit dem Burschen als mit diesem Buch gehalten hatte. Sie waren nicht übereifrig im Kirchengang gewesen, die beiden, aber sie hatten schon ein Händefalten vor allem Schönen gehabt und ihr Gotterkennen in manchem wunderbaren Naturding gefunden, welches seine Altäre fromm in den Sonntag baute und ihre Blicke darüber leuchten ließ, wie strahlende Kerzen oder Kirchenlampen. Wieschen segte mit gespanntem Armel den Staub von ihrem Buche ab, blies an dem Ding herum, bis es rein und gotteswürdig war und bis sie ihre Gedanken, die Verlorenem nachsuchten, wiedergefunden hatte. Da wandte sie sich und streckte dem Florentin die Hand entgegen. Sie murmelte etwas Unverständliches, etwas wie ein: „Gott zum Grufe!“

Sie hatten sich noch nicht wieder klar angesehen seit jenem Abend und sich anzusprechen vermieden. Jetzt sagte Wieschen mit ihrer Hand in seiner: „Ich will zur Kirche, Florin. Es ist kein Zanf zwischen uns gewesen und doch meine ich, es müßte eine Ausöhnung sein. Es hätte nicht Sinn zur Kirche zu gehen, wenn man nicht vorher mit allem im Rechten wäre.“

Er sah von ihrem Gesicht auf ihre Hand und wunderte sich, wie die zerbrechlichen und kühlen Finger einen so starken und warmen Druck hatten. Sie ging dann mit Jette hinaus. Jette trippelte und war wie aus dem Modejournal geschnitten, Wieschen trug ein dunkles Wollkleid aus abgelegter Mode und ging mit ihren Schritten, die wie ein langsames und langes, besonnenes Metermessen waren. Sie nahmen die Richtung von woher das Läuten der Kirchenglocke kam. Es kam von weit her; denn im Dorfe selber hatte noch kein Glöcklein seinen eigenen Stuhl eressen. Es hörte sich an, als stände einer im Tal, klatsche in die vollen Hände und ginge ein hundertfach Echo davon in den Bergen. Die Sonne leuchtete über der Straße. Wieschen dachte an alle Sonntagsfeier, und Jette trug das weiße gefaltete Taschentuch auf ihrem Gesangbuch, legte dieses an die Brust und schielte gefällig nieder auf das Reizchen, welches sie am Halsbord angesteckt hatte. So hielten sie den Kirchengang zusammen.

Während Wieschen dann mit gefalteten Händen und ruhig im Gotteshause saß, ging der Florentin unset im Garten zwischen seinen Beeten einher und

spürte immer noch den Druck von Wieschens feiner starker Hand. Er spähte über die Hecken die Straße hinunter, wo sie gegangen war, als erwarte er sie ungeduldig zurück, um mit der Heimkehr den Mittagsgruß von ihrer Hand zu haben. Wie er so spähte, sah er die Molterschlucht liegen, das Wirthaus an der Straße aus massivem Sandsteinbau. Er hielt der Wirthschaft keinen Zuspruch und kam nur zu seltener Gärtnerarbeit hin, zum Blumenpflanzen und zum Beschneiden der Linden, die als Spaliere vor dem Hause zur Straße hin standen. Er hatte die kleine hintere Haustür im Auge und sah die Kellnerin und Magd aus der Molterschlucht, die rote Regine, heraustreten. Es war nur ein paar Feldebreiten zwischen diesem und dem Kleyshause, und der Florentin sah das Haar des Mädchens leuchten wie einen Brandfunken, der in einer heißen, dünnen Zeit allein genug ist, Feuer und Flamme zu bringen, wohin er fällt.

Die Regine begegnete den Blicken des Florentin, hob die Hand nach ihm und winkte. Er wußte nicht, wie er ihr den Gruß zurückgeben sollte, weil er keinen Hut auf hatte; er hätte ihr mit der Hand nicht winken mögen, die eben das Wieschen gedrückt hatte. So duckte er sich unter die Hecke und saß eine lange säumende Weile auf dem Holzrande der Frühbeete. Die Glasfelder blitzten in der Sonne, daß er mit den Augen zwinkern mußte, und er zwinkerte noch, als er dann aus der Sonntagshelle in das Haus und zum Mittagstisch trat.

(Fortsetzung folgt)



Sprüche

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Daran hab ich den Weisen erprobt:
er trauerte, wenn ihn ein Dummer gelobt.

* * *

„Die wundervolle Wolke, schau . . .“
Ich bitte, störe mich nicht!
Du siehst nur Rot und Gelb und Blau,
mir wird sie zum Gedicht.

* * *

Das ist ein Mann, der der Menge gefällt,
aus feinen Büchern floß leichter Segen:
er schrieb wohl über die Sünden der Welt,
doch nie dagegen.